

Die Unterhaltungen

Wöchentliche Beilage zur
E. Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 48. 1892.

Einmal glücklich.

Novelle von C. Wierk.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Es war eine düstere Heimkehr. Weder Rueda noch einer seiner Begleiter sprach ein Wort. Die Faceln leuchteten und qualmten so düster, wie bei einem Leichenzug.

Entsezt sprangen die Festgenossen, die noch mit erhitzten Köpfen an der Tafel saßen, auf; Ernüchterung kam über sie, als sie in das Gesicht ihres Wirthes blickten. Seine Augen glitten über einen zurückgeschobenen Sessel, auf dem noch die Serviette lag, über ein halbgelertes Glas — der vor einer Stunde hier gefessen, lachte nun niemals wieder; die eisigen Wasser stuheten über sein junges Haupt. Es blieb still in dem Saal; man erzählte nur flüsternd, was geschehen. Der Hauch des Todes wehte durch den Raum.

„Im Grunde ist es ein beneidenswerthes Ende,“ sagte endlich einer der intimsten Freunde Erwin's. „Mitten im Vergnügen, rasch, ohne Krankheit.“

„Für Unseren, ja!“ gab Erwin zurück. „Da könnte man wohl sagen: das Lustspiel ist aus! Aber der arme Kerl hatte Weib und Kind! So beginnt erst die Tragödie!“

„Die Unglückliche! Wie soll sie es erfahren? Wollen Sie telegraphiren, Rueda?“ frug der Arzt.

„Nein! Gönnen wir ihr noch diese eine Nacht! Morgen — dann sage ich es ihr selbst!“

2.

Erwin hatte im französischen Feldzuge, den er als einer der jüngsten Lieutenants mitgemacht, ein-

mal Quartier bei einer Wittve bekommen, der drei Söhne im Kriege gefallen waren. An die Augen dieser Frau mußte er denken, als er am frühen Morgen die Treppe zu Felsen's Wohnung emporstieg. Das erste Mal kam er in das Heim des Freundes — mit dieser Nachricht auf der Seele.

Wahrlich, leichteren Herzens hatte er das Haus jener haherfüllten Französin betreten. Heute war es ihm, als müsse er eine Selbstanklage sprechen vor der Frau, die seit Stunden Wittve war, ohne es zu ahnen.

Wie sieghaft ihn diese schönen braunen Augen gellern noch angefunkelt hatten, denen er nun Thränen brachte — unverfiegbare Thränen!

Er zögerte, ehe er klingelte.

„Geh!“ rief er sich selbst zu in seinem gewohnten kühlen Egoismus. „Sei ein Mann. Es genügt nicht, vor der Gefahr nicht zu zittern, auch moralischen Muth muß der Mensch besitzen! — Vorwärts!“

Er schüttelte die Bekommenheit ab und zog die Glocke.

Eine kleine Weile mußte er warten in dem noch ungeheizten, ganz neu möblirten Besuchszimmer. Dann kam Julie herein, im Morgenanzug, und grüßte ihn, ein wenig überrascht, mit zurückhaltender Höflichkeit.

„Sie haben mir wohl etwas auszurichten von mei—“ Nun erst blickte sie auf, sah in sein Gesicht und brach erschreckt ab. „Was ist mit Wilhelm?“ schrie sie auf. „Warum starren Sie mich so an? Es ist etwas geschehen!“

Er nickte. Er hatte sich die Worte zurechtgelegt gehabt, aber er fand sie nicht mehr, wie nun diese angstvollen Augen auf seinen Mund blickten.

„Um Gottes willen, was — was ist ihm? Er ist krank? — So reden Sie doch! Nein! Sagen Sie es mir nicht, wenn es etwas Schlimmes ist! Ich kann es nicht hören! — O Gott, warum ging er fort von mir? — Sie schweigen! Es ist also so furchtbar, daß Sie es nicht sagen können!“

Er suchte ihre Hände zu fassen und sie sanft auf einen Stuhl zu ziehen.

„Sehen Sie mich nicht so mitleidig an! Dieses Mitleid von Ihnen — es sagt ja das Schrecklichste,



Alma Johström. (S. 379)

das Unausdenkbare! — Aber nein, nein! Das kann nicht sein! Nein, das ist nicht möglich! Nicht wahr, todt ist Wilhelm nicht? Alles, nur nicht todt — nicht todt!"

Er nickte nicht; er sagte nichts. Er sah starr und blaß vor sich nieder. Aber sie las die Wahrheit von seinem Gesichte.

Ein markerschütternder Schrei klang durch das Gemach.

Eine im Hause anwesende Cousine der jungen Frau kam bestürzt herein, nach ihr das Kind, die Magd.

"Mama, was hast Du denn? Will der fremde Mann Dir etwas thun?" frug der kleine Albert.

Den flotten, frivolon Erwin packte die Rührung, wie er das Kind nun bei der Hand faßte und ihm zuflüsterte, hinauszugehen und ganz, ganz still zu bleiben — die Mama sei krank.

Das Kind gehorchte und schlich fort, aber Erwin konnte noch immer nicht sprechen, der Haß war ihm wie zugeschnürt. Er zog die Cousine, ein blaßes, schüchternes Mädchen, in das Nebenzimmer und berichtete flüsternd, was geschehen sei, wie er sich selbst verwünschen möchte über die Laune einer nächtlichen Seefahrt, bei welcher sein Freund sich allerdings so weit von den Uebrigen entfernt habe, daß alle Rettungsversuche zu spät gekommen waren.

"Am frühen Morgen haben wir seine Leiche gefunden. Ich habe sie hierher bringen lassen nach der Stadt!" fügte er leise hinzu. "Ueberlassen Sie mir alle traurigen Besorgungen und Gänge, die dieser Fall erheischt — aber bitte, theilen Sie an meiner Stelle der armen Frau die furchtbare Wahrheit mit — ich kann vor ihren Augen kein Wort über die Lippen bringen."

Er stand unbeweglich, in die Fensterrische gedrückt, während das Mädchen schluchzend hinausging; er hörte nebenan ein von Thränen unterbrochenes Flüstern, ein Stöhnen und Aufschreien und dann eine herzergreifende, immer wiederholte Klage: "Todt! Todt! Todt!"

Er hätte fliehen mögen bis an das Ende der Welt vor dieser Jammercene, die so wenig in sein lachendes Leben stimmte; es schauderte ihm bei dem Gedanken, vor der unglückseligen Frau ein paar schale Trostesworte stammeln zu müssen, und doch hatte ihn all' seine sonstige Gewandtheit, sich peinlichen Lagen zu entziehen, verlassen vor diesem tragischen Schmerz; er fühlte sich wie festgebannt an der Stelle.

Eine geraume Weile blieb er so stummer Zeuge, wie dicht in seiner Nähe ein junges Geschöpf das schlimmste Weh erlitt, welches ein Frauenherz zermartern kann. Er mußte sich erst besinnen, daß er Pflichten zu erfüllen habe für den todtten Freund, daß es Zeit für ihn sei, zu gehen.

Mit leisen Schritten wollte er an Julie vorüber; er schämte sich seiner Gegenwart. Sie war allein, lag auf einem Stuhl, vornüber gebeugt, die Arme krampfhaft an sich gedrückt, und starrte mit großen, heißen, thränenlosen Augen vor sich hin. Das Morgenhäubchen war ihr zu Boden gegliiten, und das braune Haar floß ihr verwirrt um das blaße Gesicht, über die Schultern. Wider seinen Willen schloß ihm der Gedanke heiß durch den Kopf, wie schön die Frau seines Freundes sei.

Plötzlich sah sie auf zu ihm. Nun konnte er sich nicht mehr stumm entfernen.

Er trat auf sie zu und sagte sanft und leise: "O meine liebe, arme, gnädige Frau. Wenn ich nur Worte fände, um Ihnen meine Theilnahme, meine Ergriffenheit, meine Freundschaft auszudrücken."

Er wollte ihre Hand fassen; aber sie entzog sie ihm heftig.

"Freundschaft von Ihnen!" schrieb sie auf, indem sie die Haare zurückschüttelte und ihn mit irren Augen ansankelte. "Haben Sie sich

nicht auch seinen Freund genannt? Ihn zum Fluche! Mir zum Fluche! —

"Ja, Sie! — Sie haben ihn mir genommen!" fuhr sie fort mit leidenschaftlich zitternden Lippen. "Warum kreuzten Sie unsere Wege? Warum rissen Sie meinen Wilhelm von mir fort! Er war ein guter Mensch — was sollte er bei Ihnen? Er bedurfte Ihrer Feste nicht, glauben Sie es mir! Er hatte mehr als Feste — er hatte Glück! — Aber das wußten Sie nicht, das können Sie nicht verstehen! Aus Uebermuth, aus Hohn auf sein Eheglück haben Sie ihn um Mitternacht fortgelockt auf den See! Er hätte ein Weib und Kind gedacht! Er durfte nicht tollkühn und verwegen sein; er wußte, daß um ihn ein Herz brechen würde. Aber den flotten Freunden, die kein Weib besitzen und kein Glück zu verlieren haben, ist das Leben freilich nur ein frivolon Witz! Sie werden nicht geliebt! Kein Auge weinte um Sie eine Thräne! Und Sie höhnten und spoteteten wohl über Wilhelm's Last von Liebe und Treue so lange, bis er Ihnen folgte! Der Unselige! Ueber ihrem Sack haben diese guten Freunde seinen letzten Schrei nicht gehört! Haben ihn allein, hilflos verderben lassen! Ah!"

Mit einem schrillen, erstickenden Ton brach sie ab und preßte die Hände vor das Gesicht, während ihre Gestalt zuckte und bebte und die gelöststen Haare über ihrem Nacken erzitterten. Der wilde Rueda, der sonst den Kopf so stolz zu tragen pflegte, er stand stumm und demüthig vor diesem Frauenzorn und ließ sich die bitteren Vorwürfe in's Gesicht schleudern, ohne Erwiderung.

"Wenn Sie einmal ruhiger geworden, gnädige Frau," sagte er endlich sanft und leise, "dann werden Sie vielleicht einsehen, daß nicht alle Ihre Anklagen gerecht und verdient waren. Unter dem unseligen Verhängniß, das mich in Ihr Leben geführt hat wie einen Zerstörer, leide ich tiefer, schwerer, als ich zu sagen vermag!"

Sie regte sich nicht, und er verließ das Gemach.

Wie er nun durch die alten Straßen schritt, die Menschen ihn grüßten, die Bekannten ihm zulachten wie sonst, da mußte er sich erst besinnen, daß ein einziger Tag vergangen war, seit er so vergnügt dem Sonntagstreiben zugehört hatte.

Er dachte nach, um Menschen zu finden, die er in seiner jetzigen Stimmung hätte aufsuchen mögen; seinen ganzen Bekanntenkreis ließ er an sich vorüber ziehen und fand keine Seele, zu der es ihn heute hinzog. Doch ja, ein junges, ernstes Mädchengesicht tauchte vor ihm auf, das einzige unschuldige weibliche Wesen, das er kannte. Sie würde ihm theilnahmenvoll zuhören, auch wenn er traurig und verstimmt war. Aber wenn sich das vornehme, stille Heim, dem sie angehörte, wie durch ein Wunder für den wilden Sünder nicht ganz verschlossen hatte, so blieb es ihm doch nur in der hergebrachten Besuchszeit zugänglich.

So irrte er, nachdem die Beerdigungsangelegenheiten geordnet waren, einsam durch die stillsten Gassen; er mochte keinem der Freunde begegnen; es graute ihm auch vor seiner Wohnung. Der Winterwind klang ihm melancholisch und schaurig.

Der Schmerzensschrei aus einem Frauenmunde hatte ihn so tief verwandelt. —

Aber auch der unabhängige Mann ist nicht völlig frei; für ihn wird die Gesellschaft, in der er lebt, zum Zwang, und die Gesellschaft verfährt nach der Schablone. Hätte Erwin für irgend einen gleichgiltigen Verwandten den Flor am Hute getragen, man würde wohl seine Trauer geehrt und ihn eine Weile allein gelassen haben. Nach dem Freund, den er verloren, nach seiner Stimmung frugen weder seine

lustigen Männer-Bekanntten, noch die schönen Frauen, die ihn zu ihren Festen einluden, und er hätte leichter gegen einen Strom schwimmen, als sich von dem Vergnügungstaumel frei machen können, der in den Karnevalswochen durch die Stadt wogte.

Er fand keine Frohlaune mehr, wie sonst; aber er brauchte und suchte Betäubung für die Debe, die ihn mit einem Male aus seinem Leben anröstellte.

So kam's, daß Julie, die in der frühesten Morgenstunde, während der Knabe noch schlief, ihren Jammer hinausgetragen hatte auf den Friedhof, einmal bei der Heimkehr Erwin Rueda mit überwachtem Gesicht aus einem hellerleuchteten Kaffeehause treten sah. Er führte zwei maskirte Damen am Arm, die lebhaft in ihn hineinschwachten und ihre bunten Seidenschleppen über die morgenseuchten Wegsteine schleiften. Sie sahen abstoßend aus in dem fahlen Morgen-grau, und Julie stieg ein unsäglicher Ekel im Herzen auf. Sie wußte nicht, in welcher bitterer Ernüchterung Erwin die beiden Damen, die sich ihm an den Arm gehängt hatten, nach dem nächsten Wagen führte; sie fühlte nur den schneidenden Gegensatz zwischen diesem frivolon Bilde und dem ernststen Grabhügel, von dem sie kam, und der Haß, die Verachtung für Rueda erschienen ihr mehr als je wie eine Pflicht gegen ihren todtten Gatten.

Nur der Gedanke an Erwin konnte sie aus der Gleichgiltigkeit emporreißen, in die sie versunken war, nur jenes zürnende Gefühl das Leben in ihr wecken, das ganz in ihr erstorben schien. Gleichgiltig hatte sie es mit angehört, als der Onkel ihres Gatten, den sie gebeten, die Vormundschaft über ihren Knaben zu übernehmen, ihr die mißliche Lage schilderte, in welcher sie zurückblieb, ohne Vermögen, durch die kleine Pension, die sie beanspruchen durfte, kaum vor dem Verhungern geschützt. Gleichgiltig hörte sie seine Versicherungen mit an, wie gerne er für sie sorgen würde, wenn er nicht selbst durch eine zahlreiche Familie schwer belastet wäre; gehorsam fügte sie sich in die Einschränkungen, die er auferlegte; nur wenn er ihr zögernd von der Nothwendigkeit eines Erwerbes sprach, sah sie ihn mit starren Augen an; sie begriff es noch nicht, daß sie sich nun mühen sollte um ein Leben, das ihr nicht mehr lebenswerth schien.

Eines Tages aber kam der Onkel mit ganz erregter Miene in das traurige Heim.

Nun sei sie wenigstens der Sorge für ihr Kind enthoben, sagte er. Lieutenant Rueda habe ihm einen Besuch gemacht und ihm versichert, es sei seine Pflicht, für das Kind des Freundes zu sorgen, welcher als sein Gast zu Grunde gegangen sei. Er wolle das dem Anscheine nach in der vornehmsten Weise thun.

Der Vormund berichtete die neue Wendung der Dinge mit sichtlich Besorgung von schwerer Sorge und erschrak, mit welcher Festigkeit die sonst so gelassene junge Wittwe auffuhr.

"Onkel, Onkel! Und Du hast ihm sein Almosen nicht vor die Füße geworfen?" rief sie mit glühenden Augen. "Er für mein Kind sorgen! Nimmermehr! Lieber will ich mir die Hände blutig arbeiten, als diese Schmach erdulden! Ich sehe ja ein, daß ich nicht mehr vor mich hinbrüten und die Arme in den Schoß legen darf. — Verschaffe mir einen Verdienst, eine Stellung — Alles, Alles will ich thun, nur nicht diesem Menschen danken müssen!"

Sie war so außer sich, daß der mittheilsvolle Mann sie nicht durch einen Widerspruch oder eine Vertheidigung Rueda's noch mehr erregen wollte, sondern es für klüger fand, zu schweigen und nach seiner ruhigeren Einsicht zu handeln. Er versprach, sich nach besten Kräften für sie umzuthun, und es waren auch nur wenige Wochen vergangen, als er ihr mit-

theilen konnte, seine Erkundigungen seien von dem besten Erfolg gelohnt worden. Er wisse eine Stellung für sie in einer vornehmen, adeligen Familie, die aus Vater, Tochter und einem Söhnchen bestehe, in welcher sie an Stelle der vor etlichen Jahren verstorbenen Herrin die Oberaufsicht über das Hauswesen zu übernehmen und zugleich dem erwachsenen jungen Mädchen Gesellschafterin und Begleiterin zu werden hätte.

Julie hörte mit dem ergebenen hoffnungslosen Ausdrucke, der nun stets auf ihren Zügen lag, die Nachricht an.

„Und mein Kind muß ich fremden Händen überlassen?“ frug sie dumpf.

„Nein, nicht doch!“ entgegnete rasch der Vormund. „Darin liegt ja eben die günstige Wendung. Der kleine Baron soll in Haus unterrichtet werden; um seinen Ehrgeiz zu spornen, wünscht man ihm aber einen Lerngenossen zu geben; es trifft sich also vorzüglich. Du kannst den kleinen Albert mit Dir nehmen, ihn immer um Dich sehen.“

Julie schüttelte ungläubig den Kopf.

„Die Sache wird irgend einen dunklen Punkt haben,“ sagte sie mit der Bitterkeit, die schwer geprüften Menschen eigen ist, „und Du verschweigst mir etwas, Onkel. Es klingt unwahrscheinlich, daß vornehme Leute sich ein fremdes Kind in das Haus nehmen. Doch ich werde um die Stellung nachsuchen, gewiß! Ich habe ja keine Wahl!“

Es war ihr zu Muthe, als sei diese Gestalt in den schlichten Trauerkleidern, die so sehr durch die Straßen ging, die nun, halb bittend, an fremder Thüre klopfte, nur der Schatten ihres einstigen, frohen, eiteln Selbst. Aber all die Beklemmung und Niedergeschlagenheit, mit welcher sie das adelige Haus betreten hatte und die kühle, stille Steintreppe emporgestiegen war, wichen vor dem süßen Gesicht und der holden Stimme, die sie gleich in dem Vorzimmer begrüßten.

Eine zarte Blondine von hoher, biegsamer, fast allzu schlanker Gestalt, mit feinen, etwas farblosen Zügen und tiefen, schwärmerischen Augen, um welche leichte Schatten lagen, trat ihr entgegen.

„Ich habe Sie erwartet und so, gerade so hatte ich mir Ihr Gesicht vorgestellt,“ sagte sie, die junge Frau neben sich auf das Sopha ziehend. „Ich habe ja so viel über Sie und über Ihr Schicksal gehört, von — von Ihrem Onkel.“ Ein leises Roth stieg ihr bei den letzten Worten in die Wangen; dann fügte sie mit dem gewinnendsten Lächeln hinzu: „Ich möchte so gerne, daß Sie sich bei uns wohl fühlen würden. Nicht wahr, ich darf Sie gleich Frau Julie nennen, und ich heiße für Sie Mathilde, nicht Fräulein v. Laurenberg; das klingt so förmlich, und wir wollen uns ja doch recht rasch befreunden. Sie sollen mir ja auch solche Last abnehmen, liebe Frau Julie, wenn Sie künftig die Schlüssel führen, und ich nicht mehr mit den Dienstboten zanken muß, die mich doch niemals fürchten wollen, wie mein Vater behauptet. Ich versichere Ihnen, ich habe mich gerade so ungeduldig auf Sie gefreut, wie mein kleiner Bruder auf seinen Spielgenossen.“

Stumm und verwirrt sah Julie auf das liebe, ernste Gesicht, das so viel Wärme und Güte für sie ausdrückte, als wäre sie nicht eine Fremde, welche die Noth hierher geführt, sondern eine lang erwartete Schwester und Freundin. —

Je länger sie aber in dem Hause weilte, je mehr sie empfand, daß diese Schonung und Herzlichkeit sich nicht bloß auf Worte beschränkte, sondern daß das junge Mädchen Alles that, um ihr die Abhängigkeit und Dienstbarkeit zu erleichtern, desto räthselhafter wurde es ihr,

durch welchen Zauber sich ihr dieses schöne Heim und diese schöne Seele erschlossen hatte. Daß sie ihre Stellung Mathildens verdankte, das allein war ihr klar geworden. Der Vater des Mädchens, Reichsrath Baron v. Laurenberg, war ein stiller, ernster Mann; er galt für einen starren Aristokraten: aber es wollte Julien scheinen, als beruhe der hochmüthige Eindruck, den er machte, mehr auf seiner äußeren Erscheinung, auf der strammen Haltung des schlanken Kopfes, auf den gemessenen, feierlichen Bewegungen der hohen Gestalt, als auf inneren Gründen seines Wesens. Jedenfalls war er gegen sie von taktvollster Höflichkeit, für seine Kinder ein zärtlicher Vater, der allezeit den Wünschen seiner Tochter nachgab.

Julie dankte es ihrem Geschick, daß sie wie durch ein Wunder diesen jungen Schutengel gefunden hatte, um ihres Knaben willen, der in dem fremden Hause so weich gebettet war und gar nicht ahnte, wie früh ihn das Unglück getroffen hatte.

Sie war mehrere Wochen in der Familie, und schon machte der Einfluß des sanften, liebevollen Mädchencharakters sich auch in ihrem Wesen geltend. Eines Tages aber saßen die beiden Damen mit ihren Handarbeiten in dem stillen, behaglichen Bohnengemach, als ein Diener eintrat und meldete, Herr Erwin Rueda lasse fragen, ob er am Nachmittag seinen Besuch machen dürfe.

Mathilde erröthete ein wenig und warf einen raschen Blick auf ihre Gesellschafterin. Dann erwiderte sie ruhig, sie bitte um den Besuch. Julie starrte sie mit Entsetzen an. Der wahrinnige Schmerz, welchen die Erinnerung an diesen Mann ihr stets wachrief, hämmerte ihr durch die Schläfen und raubte ihr alle Besinnung.

„Diesen Menschen kennen Sie, empfangen Sie in Ihrem Hause?“ rief sie heftig. „Ich aber sage Ihnen, daß ich ihn hasse, verabscheue, daß ich mit ihm nicht in einem Zimmer bleiben werde.“

Mathildens blaue Augen blickten sonst sanft und milde, wie die einer Madonna; nun waren sie mit einem Male stolz, dunkel und kalt geworden. Sie stand auf; auf ihren Lippen schwebte ein hartes Wort, das erste Wort der Herrin an die Untergebene. Aber sie bezwang sich und sagte nur sehr bestimmt: „Dieser Mann ist mein Freund — seit manchem Jahre. Ich bitte daher, daß Sie nie wieder in solcher Weise von ihm sprechen.“

„Ihr Freund!“ wiederholte Julie tonlos.

Eine Weile starrte sie das Mädchen fassungslos an und dann verließ sie stumm das Gemach. Nun war ja das Wunder erklärt, die Lösung des Räthfels gefunden! Erwin dankte sie ihre Anwesenheit in diesem Hause, er hatte seine Freundin bestimmt, die Beiden, die durch seine Schuld Wittwe und Waise geworden, zu sich zu nehmen, um sich sein Gewissen frei zu machen. Ihm also sollte sie verpflichtet bleiben! Schwer, wie Ketten, legte sich ihr der Gedanke auf die Seele. Nein, sie wollte diese Dankbarkeit nicht tragen! Lieber hungern, lieber betteln!

Sie fing an ihre Sachen einzupacken; mit fliegender Feder schrieb sie ein Gesuch um eine andere Stellung, das sie sofort in die Zeitung tragen wollte.

Da kam der kleine Albert in das Zimmer gesprungen, mit rosigem Gesicht und Augen, aus welchen das Vergnügen bligte.

„Mama, wir sind sehr lustig! Du mußt unsere Festung anschauen und die vielen, vielen Soldaten!“ rief er. „Warum weinst Du denn, Mama? Gefällt es Dir nicht hier? Ich bin sehr froh, daß ich immer bei Bruno bleiben darf. Ich hab' ihn lieb, und er hat so schöne Spielsachen.“

„Albert, hast Du denn gar keine Sehnsucht nach Deinem alten Zimmerchen und nach dem lieben, guten Papa?“

Das Bübchen ward nachdenklich. „Freilich,“ sagte er dann. „Aber der Papa kommt ja doch nicht wieder und er ist ja im Himmel. Da geht es ihm auch gut, noch besser als mir, nicht wahr, Mama? Weine doch nicht, Mutter!“

Julie preßte das Kind an sich und drückte die heißen, nassen Augen auf das blonde Haar. Durste sie den Knaben fortreißen aus dem schönen Heim, in dem er sich wohl fühlte, um ihn dem Mangel preisgeben zu müssen, ihn am Ende verwahrlosen zu sehen, während sie sich um den Unterhalt mühte? Sollte das Kind dafür büßen, daß seine Mutter so stolz war, danken zu wollen? Würde Wilhelm diesen Haß billigen, der seinen Knaben traf?

Es war ein harter, heißer Kampf mit dem Trost in ihrer Natur; aber die Mutterliebe gewann den Sieg.

Noch bevor die Mittagsstunde die Familie vereinte, trat sie in Mathildens Zimmer.

„Verzeihen Sie, Fräulein, daß ich heute über meinen persönlichen Gefühlen die Pflichten meiner Stellung ganz vergaß. Ich muß es erst lernen, meinen Willen einem anderen unterzuordnen; Sie müssen Geduld mit mir haben.“

Mathildens warmes Herz hatte längst die zornige Regung bereut; sie streckte nun der bleichen Frau mit den ersten Augen die Hand entgegen.

„So war es nicht gemeint, liebe Frau Julie,“ rief sie herzlich. „Ich begreife ja, daß der Name Erwin Rueda Sie immer furchtbar schmerzlich berühren muß. Doch wenn Sie wüßten, mit welcher Theilnahme und Trauer er von Ihnen spricht, wie tief auch ihn das Geschehene ergriffen hat —“ Sie sah ein ungläubiges, fast verächtliches Zucken auf den Lippen der Wittve und brach ab. „Es mag ja sein, daß Sie Manches über diesen Mann wissen,“ fuhr sie nach einer Weile in zögerndem Tone fort, „Manches, was auch mir an ihm mißfallen würde. Aber ich bitte Sie inständig, sagen Sie es mir nicht!“

Flehend waren die schönen Augen zu Julie emporgewandt, wie in heißer Herzensangst.

„Ich weiß nicht mehr von ihm, als alle Welt,“ erwiderte Julie ernst. „Daß mich aber die Freundschaft zwischen ihm und Ihnen befremdet, das kann ich Ihnen nicht verhehlen.“

(Fortsetzung folgt)

Alma Fohström.

(Mit Porträt auf Seite 377.)

Gleich der „Schwedischen Nachtigal“ Jenny Lind und Christine Nilsson, der jetzigen Gräfin Miranda, ist auch die anmuthige Künstlerin, deren Bildniß wir auf S. 377 bringen, eine Tochter des hohen Nordens. Alma Fohström's Wiege stand in Helsingfors, der Hauptstadt von Finnland; schon als Kind zeigte die kleine große Anlage für Musik und Gesang, so daß sie schon als zwölfjähriges Mädchen in Konzerten mitwirken konnte. Die um die Weiterbildung ihrer Tochter gewissenhaft bemühten Eltern sandten sie dann nach Petersburg zu der berühmten Gesangslehrerin Frau Nissen-Saloman, bei der sie ihre Gesangstudien beendete, während Professor Albani ihr Unterricht im Klavierspiel und in der allgemeinen Musiktheorie erteilte. Kaum 17 Jahre alt, debütierte Alma Fohström in der russischen Hauptstadt als Margarethe in Gounod's „Faust“, und als sie im April 1878 in Berlin als „Lucia“ und „Sommambula“ auftrat, wurde sie sofort als ein neuer, am Kunststimmeln aufgegangerener „Stern“ gefeiert. Spätere Kunstreisen, darunter auch eine in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, haben ihren Ruhm noch vermehrt, so daß die „kleine Nachtigal“, wie Alma

Fohström häufig genannt wird, heute zu den ersten Gesangskünstlerinnen der Gegenwart zählt.

Schmückung einer Bojarenbraut zur Trauung im 16. Jahrhundert.

(Mit Abbildung.)

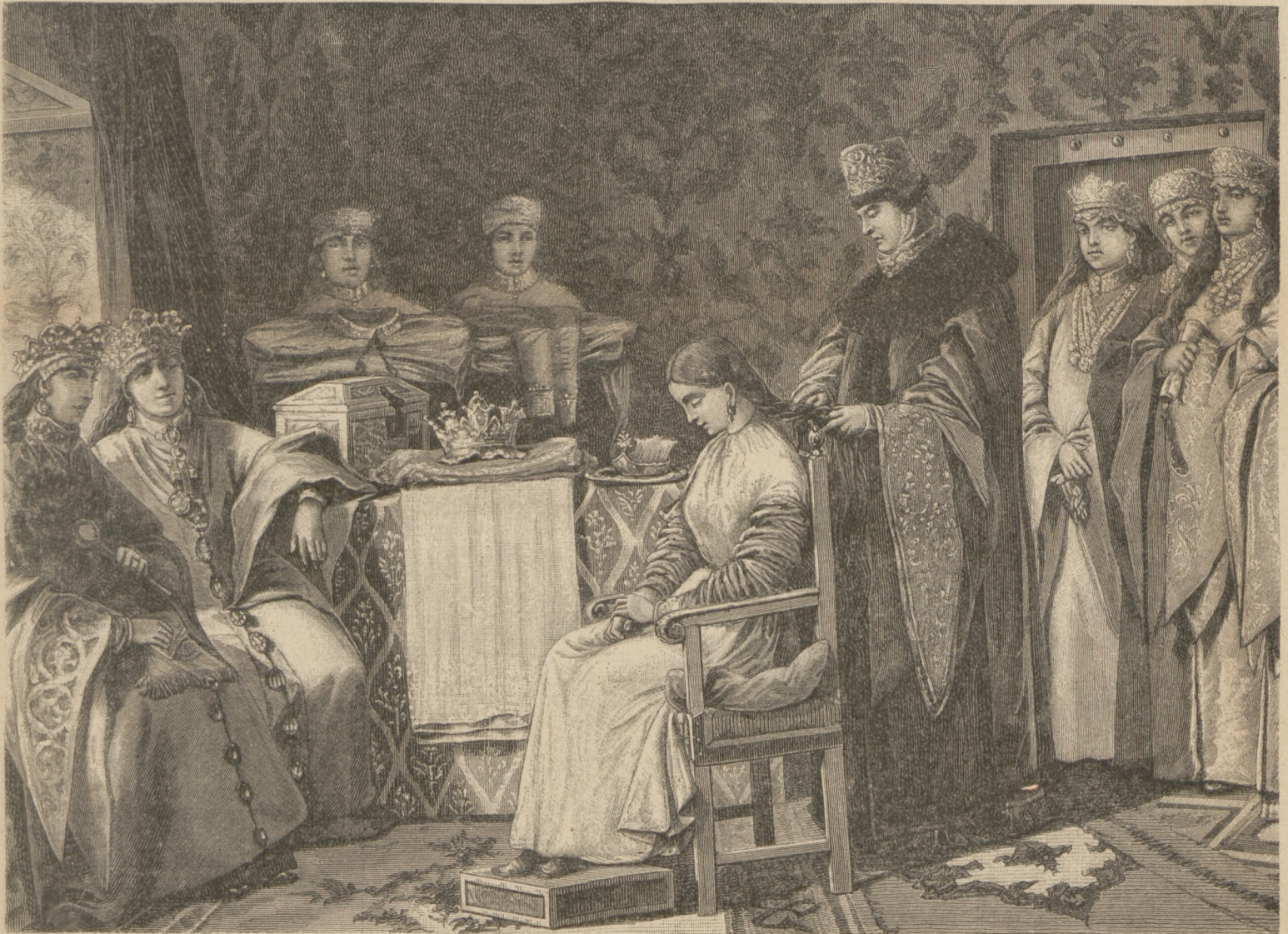
Wenn in Rußland ehemals die Tochter eines Bojaren oder Adelligen heirathete, wurde Alles aufgeboten, um den Reichthum und die Würde des Hauses zu zeigen. Namentlich die Schmückung der Braut zur Trauung (siehe das untenstehende Bild) war eine sehr feierliche Ceremonie. Auf dem mit einem seidnen Damastuche bedeckten Tisch stand das vom Bräutigam gespendete reichverzierte Schatzkästlein der Braut, das ihr kostbares Geschmeide um-

schloß; daneben lag auf einem geweihten Handtuch der Brautschleier und auf dielem die Brautkrone von edlem Metall, mit Edelsteinen und Perlen besetzt. Ein silbernes Gefäß war mit Honig gefüllt, und darin steckte ein Kamm, mit dem man das Haar der Braut strahlte. Dies besorgte die Heirathsvermittlerin in herkömmlicher Weise, während einige Freundinnen der Braut wieder zur Beglückwünschung sangen und zwei Brautjungfern in vollem Festschmuck das wichtige Werk der Toilette überwachten. Im Hintergrunde hielten leibeigene Dienerrinnen auf silbernen Präsentirtellern die Brautgewänder: den langen seidnen Rock und die mit Zobel gefütterte Mlahjacke bereit. War die Braut vollständig gekleidet und mit Schleier und Brautkrone geschmückt, so wurde sie von ihren Brautjungfern dem Bräutigam zugeführt.

Wird's reichen?

(Mit Bild auf Seite 381.)

Der Kellner auf unserem Bilde S. 381 ist nach seinen Erfahrungen, die ihm einen Schluß von dem Aeußeren eines Menschen auf dessen Geldbeutel gestatten, wohl von vornherein überzeugt gewesen, daß dieser etwas schäbige Gast ihm kein Trinkgeld spenden werde. Jetzt aber, da es an's Bezahlen geht, zeigt es sich, daß es sogar noch fraglich ist, ob die Varmittel, die der Wiedermann bei sich trägt, für seine Zechen genügen. In seinem Durchstöbern des Portemonnaie's liegt ja deutlich genug die bange Frage ausgebrütet: „Wird's reichen?“ Nun, der Kellner sieht zur Genüge aus dem ganzen Benehmen des Gastes, daß er wenigstens keinen bössartigen Schwindler vor sich hat. Schlimmsten Falles wird er daher seinen Regenichirm als Pfand zurückbehalten, bis jener den etwaigen Rest seiner Zechen bringen wird.



Schmückung einer Bojarenbraut zur Trauung im 16. Jahrhundert.

Sonnenblicke.

Eine einfache Geschichte aus der Reichshauptstadt.

Von Max Hoenedke.

(Nachdruck verboten.)

Die helle Morgensonne warf ihre Strahlen in die Zimmer eines alten, mit einem mächtigen Firmaschild versehenen Hauses am Gendarmenmarkt zu Berlin. Sie war sogar so feck, in das Privatkomploir einzubringen, wo sich der Chef des angesehenen Bankhauses Amsler Sohn um diese Zeit aufzuhalten pflegte.

Herr Amsler — oder wie ihn seine Untergebenen vertraulich zu nennen pflegten „Unser Haus“ — las die Zeitung; er war so vertieft darin, daß er die Anstrengungen der Sonne, sich bemerkbar zu machen, nicht beachtete. Das

ruhige, kühle Gesicht spiegelte nichts von dem wider, was er las, eine gewisse leidenschaftslose Ruhe lag in den klaren grauen Augen, und nur um den scharfgeschnittenen Mund zeigten sich tiefe Falten, wie man sie häufig bei Personen findet, die in ihrem Leben viel gelitten haben. Gleichmäßig blies er den Rauch seiner Cigarre in die Höhe, und erst als die Sonnenstrahlen übermüthig vor ihm auf der Zeitung tanzten, sah er auf, dann legte er das Blatt aus der Hand und trat an das Fenster.

Draußen schwamm Alles im hellsten Licht, und hier in dem luxuriös ausgestatteten Zimmer war es kühl, fast zu kühl für den alten Herrn; es wandelte ihn daher die Lust an, einen Spaziergang zu machen. Er hatte soeben in der Zeitung gelesen, daß gestern drau-

ßen in der nördlichen Vorstadt ein verheerender Brand stattgefunden habe, eine der größten Fabriken war dadurch zerstört worden; „Unser Haus“ beschloß also, die Brandstätte zu besichtigen. Er nahm Hut und Handschuhe und verließ das Zimmer.

So lange er sich noch in dem vornehmeren Stadttheil befand, mußte er sehr oft den Hut lüften, um die vielen Grübe der Vorübergehenden zu erwidern; später, als der alte Herr das Centrum der Stadt erreicht hatte, achtete kein Mensch mehr auf ihn, was ihm auch sehr erwünscht war, denn „Unser Haus“ liebte es nicht besonders, das Ziel für die Blicke Anderer zu sein.

Als er endlich an der Brandstätte angelangt war, fand er bereits das ganze Terrain durch einen hohen Bretterjaun abgesperrt, den die



Feuerwehr in aller Eile aufgeführt hatte, um bei den Aufräumungsarbeiten vom Publikum nicht belästigt zu werden. Langsam schlug er den Rückweg ein, Alles interessirte ihn hier draußen im Norden der Stadt, diesem eigentlichen Arbeiterviertel: die himmelhohen Miethskasernen, die rauchgeschwärzten Fabrikrohrschornsteine, und vor allen Dingen die Menschen mit den blassen, abgespannten Gesichtern, auf denen die Freude so selten war. Herr Amster schlenderte auf's Gerathewohl weiter.

Die Gegend wurde immer stiller, und als er in die Panckstraße einbog, war von dem Wogen und Treiben der Weltstadt nicht viel mehr zu spüren. Auch die Physiognomie der Häuser hatte sich verändert, statt der hohen Steinkolosse zeigten sich jetzt kleine Häuschen, mit Gärten versehen, die der Straße einen ländlichen Charakter verliehen.

Ueber der Eingangsthür eines dieser Gärten prangte ein Schild mit der Inschrift: „Bier- und Kaffeehaus von C. Fennhahn.“ Das Gärtchen sah freundlich und einladend aus, und ohne Zögern trat der Wanderer ein, in einer kleinen Laube mit weißgeschuertem Tisch Platz nehmend.

Der Wirth, der sein Kommen bemerkte, bot ihm freundlich „Guten Morgen“ und frug dann nach seinen Wünschen.

„Bringen Sie mir ein Glas Bier, und wenn es sein kann, Butter, Weißbrod und Radischeschen.“

„Schön, das können Sie Alles haben und ganz frisch.“

Es saß sich hübsch in der Laube, der Eigenthümer hatte sie mit wildem Wein umrannt, ganz in der Nähe standen ein paar prächtige Rosensträucher, deren Duft den Garten erfüllte, und in den Zweigen der alten Lindenbäume jubilirten die Finken.

Der alte Herr lehnte sich zurück und blickte mit halbgeöffneten Augen auf die sonnige Straße. In nicht zu weiter Ferne mochte wohl eine Gemeindeschule sein, denn von fröhlichen Kinderstimmen gelungen drang die Melodie des bekannten Liedes zu ihm herüber:

„Der Mai ist gekommen,
Die Bäume schlagen aus,
Da bleibe, wer Lust hat,
Mit Sorgen zu Haus.“

Ueber das ernste Gesicht des Mannes glitt ein freundliches Lächeln; er klopfte leise mit den Fingern den Takt dazu, und als nun der Wirth das bestellte Frühstück brachte, schaute er etwas mißmuthig auf, er hätte gerne noch länger ungestört dem Gesange gelauscht.

„Lassen Sie sich's gut schmecken!“ Mit diesem Wunsche stellte Fennhahn das einfache Mahl auf den Tisch, und da er gewohnt war, mit seinen Gästen zu plaudern, so schob er sich einen Stuhl heran und nahm dem Besucher gegenüber Platz. Eine Weile sah er ihm schweigend zu, er freute sich, daß derselbe so tapfer zulange, dann begann er das Gespräch: „Wenn das Wetter so bleibt, gibt's eine prächtige Ernte. Warm ist es freilich, aber dafür haben wir auch Sommer; und der thut eben seine Schuldigkeit, man gewöhnt sich schließlich an die Hitze.“

„Ja, und außerdem ist es hier bei Ihnen angenehm kühl und still, zwei Eigenschaften, die man in Berlin selten findet.“

Fennhahn lachte. „Na, mit der Stille ist das man so, so; jetzt am Morgen, wo die Kinder in der Schule sind und die Alten bei der Arbeit, da geht's noch, aber später schwirrt einem manchmal der Kopf von dem Lärmen, denn unser Stadttheil ist bekanntlich mit Kindern reich beglückt. — Sie wohnen gewiß nicht hier draußen, sonst müßten Sie das auch wissen.“

„Nein ich wohne in einer anderen Gegend;

eigentlich bin ich hier hinaus gekommen, um die Brandstätte zu besichtigen, von den Trümmern habe ich freilich nichts zu sehen bekommen, aber es war mir doch interessant, auch diese Gegend einmal kennen zu lernen.“

„Ja, der Brand war furchtbar,“ verlegte der Wirth. „Der Fabrikant soll ja ausreichend versichert sein, aber die vielen Arbeiter, die wieder brodlos geworden sind! Es ist ein Elend!“

Die Laube lehnte sich an einen Bretterzaun, der das Nachbargrundstück von Fennhahn's Kaffeegarten trennte, man konnte von dem Platz aus, wo die Männer saßen, bequem den Hof und den kleinen Garten übersehen. Augenblicklich herrschte dort ein reges Leben, man trug Arbeitsgeräthe und Wirthschaftsgegenstände in das Haus und folgte dabei den Anweisungen eines Mannes, der aufmerksam die Sachen mit einem Verzeichniß verglich, das er in der Hand hielt.

„Sehen Sie,“ sagte Fennhahn und zeigte mit der Hand nach dem Nachbarhause, „da richten sie 'mal wieder einen braven Mann zu Grunde.“

Die scharfen Augen des alten Herrn folgten der angedeuteten Richtung. „Wie so? Mir scheint es, als ob dort ein Umzug stattfindet.“

„Ein Umzug allerdings! Es wird keine Stunde mehr vergehen, da kommt Alles, was Sie dort sehen, unter den Hammer, auch das Haus; wahrscheinlich wird es dem einzigen Käufer, der sich gemeldet hat, für ein Lumpengeld zugeschlagen, und der ehemalige Besitzer verläßt mit seiner Familie die Stätte, wo er geboren ist, als ein Bettler.“

„Hat denn der Mann schlecht gewirthschaf-tet?“ frug der Gast.

„Gott bewahre! Der Karl Kollmann hat sich brav geregelt in seinem Leben; es ging ja auch ganz gut, er ernährte die Seinen und kam vorwärts. Aber Sie wissen ja, fast in jeder Familie gibt's ein räudiges Schaf, und drüben — da war's ebenso.“

Er schob die Mütze auf die andere Seite, dann fuhr er fort: „Das Haus gehört eigentlich der Mutter, die noch lebt, die Werkstatt hatte der Sohn vom Vater übernommen, der auch Stellmacher war, wie er. Nun war da noch ein jüngerer Bruder von dem Karl, der Julius, der verhätschelte Liebling von Allen, und mit dem wollte der Alte hoch hinaus. Es ist wahr, fleißig war der Jüngste, immer der Erste in der Schule, und wenn er dann nach Hause kam mit den besten Zeugnissen, dann machte der Vater vor Freude einen Feiertag. Als er die Gemeindeschule verließ, setzte es der Alte durch, daß er zu einem Bankier in die Lehre kam; es hielt schwer, denn mit fremden Sprachen mußte er ja natürlich nicht Bescheid, aber mit eisernem Fleiß holte Julius das Versäumte nach, und nach einigen Jahren war er der Günstling seines Prinzipals. Hier zu Hause hatten sich die Dinge aber geändert. Der Vater wollte mit seinem Jüngsten Staat machen, aber er hatte die Rechnung ohne den Julius gemacht; der schämte sich seiner Eltern und seines Bruders, der doch nur ein einfacher Handwerker war. Er ließ die Anderen ruhig zu Hause und ging seine eigenen Wege. Dem Alten ging diese Rücksichtslosigkeit seines Lieblings sehr nahe, und als der Julius seine Lehrzeit beendet hatte, machte der alte Kollmann es nicht mehr lange, eines Morgens fand man ihn todt in seinem Bette. Schon einige Zeit vorher war der Jüngste fortgezogen, nach der Mitte der Stadt. Er galt für einen sehr tüchtigen Kaufmann und fuhr alle Tage zur Börse. Kam er 'mal hier heraus, so kannte er Niemand von seinen früheren Freunden, er trug einen goldenen Kneifer und kleidete sich wie ein Graf, aber es war nichts dahinter, denn

seine Besuche hier draußen waren Bettelvisiten. Geld und immer wieder Geld erpreßte er von der alten Frau, denn trotz seiner bedeutenden Einnahmen konnte er sich vor seinen Gläubigern nicht retten. — Na, daß ich's kurz mache. Eines Tages, es werden jetzt gerade drei Jahre, da stehe ich hier bei meinen Rosen und freue mich über die jungen Schößlinge — denn Rosen, Herr, sind nun einmal meine Passion — da höre ich drüben einen Schrei. Gleich darauf kommt der Karl Kollmann aus dem Hause gestürzt, wirft sich dort bei dem alten Bretter-schuppen zur Erde und schlägt sich mit der geballten Faust vor die Stirn.

Ich bin mit ein paar Sprüngen an seiner Seite. „Karl, alter Junge!“ rufe ich und lege ihm die Hand auf die Schulter.

Er sieht mich an mit Augen wie ein Wilder, dann schleudert er meine Hand zurück. „Rühr' mich nicht an, Fennhahn,“ ruft er mit einer Stimme so heiser und rauh, wie ich sie noch nie von ihm gehört, „Du könntest Dich besudeln. Du hast noch einen ehelichen Namen, der meine ist gebrandmarkt!“

„Karl,“ sage ich und fasse seine Hände, „Du bist mein Freund gewesen von Kindheit an, immer warst Du brav und tüchtig. Das weiß auch ein Jeder, der Dich kennt; was sprichst Du da, daß Dein Name gebrandmarkt ist? Ich glaube es nicht, daß Du etwas Unehrenhaftes begangen hast, und wenn es ein Anderer in meiner Gegenwart von Dir gesagt hätte, dem wollte ich sein Lästermaul stopfen!“

Endlich gelang es mir, ihn soweit zu beruhigen, daß er zusammenhängend erzählen konnte. Vor einer halben Stunde war der Chef seines Bruders in großer Aufregung zu ihm gekommen, um ihnen mitzutheilen, daß der Julius mit einer Summe von fünfzehntausend Mark flüchtig geworden. Die Mutter sank bei dieser Nachricht zusammen wie gebrochen, der Kaufmann aber tobte in der Stube umher, er wolle einen Steckbrief hinter dem Flüchtling erlassen. Bei diesen Worten, die ihm so schrecklich dächten wie der Tod, war Karl aus der Stube gestürzt. Ich brachte ihn dann schließlich doch so weit, daß er wieder hinein ging, und es kam ja auch ein Vergleich zu Stande. Auf die flehentlichen Bitten der Beiden verstand sich der Mann dazu, von einer Verfolgung abzusehen, dafür mußten sie sich verpflichten, ihm die unterschlagene Summe zu erstatten. Fünfzehntausend Mark, die armen Leute!

Alles, was die Mutter erspart hatte, der Nothgroßchen für die Zukunft wurde hervorgeholt, dann nahm Karl einige Wochen später eine Hypothek auf; es hielt das schwer, und nur gegen hohe Zinsen verstand sich endlich ein Nachbar — ebenfalls ein Stellmacher Namens Hippel — dazu, ihm fünftausend Mark zu leihen. Alles in Allem war das noch nicht die Hälfte der abzutragenden Schuld, aber der Kaufmann dachte menschlich genug, sich vorläufig damit zu begnügen; er machte sich für den Rest vierteljährliche Ratenzahlungen aus. — Sie können sich denken, was nun folgte. Vorher war's bei fleißiger Arbeit gegangen, jetzt zehrten die Hypothekenzinsen und die anderen Zahlungen zwei Drittel der Einnahmen auf; bald wurde auch das Geld für die nöthigen Geschäftsauslagen knapp, die Arbeit konnte nicht zur rechten Zeit geliefert werden, die Kunden zogen sich zurück, und endlich schlug die Fluth über dem unglücklichen Mann zusammen. Heute kommt Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, unter den Hammer, und morgen wird das Haus subhastirt. Der einzige Käufer, der sich gemeldet hat, ist der Stellmacher, der Besitzer der Hypothek. Der Mann hat gut spekulirt, er kauft Alles für ein Butterbrod, Kollmann ist ruiniert, und der Käufer hat einen Konkur-

renten weniger. Das ist das Loos der Armen!"

Der Wirth hatte sich so in Eifer gesprochen, daß er ganz das Klopfen eines neuen Gastes, der in der Schänkstube Platz genommen hatte, überhörte. Erst das energische Rufen seiner Frau erinnerte ihn an seine Pflicht. Er entfernte sich grüßend, aber „Unser Haus“ achtete nicht darauf. Den Kopf in die Hand gestützt saß der alte Herr da, er grüßte dem Wirth, der durch seine Erzählung Gedanken in ihm wachgerufen hatte, die seine schöne ruhige Stimmung gründlich zerstört hatten.

Und dann das Geschwätz Fennhahn's von dem Elend der Armen! Klopft denn das Leid nur an die Thüren der Enterbten, verschont es die Reichen? War es nicht auch über ihn gekommen und hatte ihn elend und einsam gemacht — einsam für immer?

Finstern blickte er vor sich hin. Den Mann da drüben umgab doch Liebe, er hatte Weib und Kind, sogar noch eine Mutter — wo aber war sein einziger hoffnungsvoller Sohn? Er schlummerte auf einer Insel im fernen Weltmeer im einsamen Grabe, ein Opfer der Wissenschaft.

Der Vater hatte den Schlag nur mühsam überwunden, die Mutter aber war hingeseht vor Gram um den Tod ihres Einzigen, und die Kunst der berühmtesten Aerzte hatte ihr Hinscheiden nicht verhindern können.

Nun stand er allein in der Welt, allein mit seinem Golde. So war es heute, so blieb es auch wohl, bis man ihn hinausstrug mit allem Pomp, den seine hinterlassenen Millionen beanspruchen konnten. Wirklich ein beneidenswerthes Loos! —

Drüben auf dem Nachbargrundstück wurden jetzt Stimmen laut. Vom Hause her nahten zwei Personen — es war Karl Rollmann mit seiner Mutter. Auf dem Gesicht des rüstigen Mannes lag ein trüber Zug, die kräftige Gestalt war gebeugt, und die blauen Augen blickten unstät umher. Die Matrone stützte sich fest auf den Arm des Sohnes, sie ließ sich von ihm zu einer Bank führen, die unter einer Linde stand, deren Zweige noch die Laube in Fennhahn's Garten berührten.

„So, Karl,“ sagte sie, „hier will ich noch ein paar Minuten ruhen, es ist doch das letzte Mal heute.“

„Mutter,“ sagte der Mann und seine Stimme klang bewegt, „daß Du von Haus und Hof gehen mußt, ich habe es nicht verhindern können; es ist sehr bitter für mich. Ich kann mich noch überall einleben, aber ich weiß wohl, Du wirst es nicht überwinden. Hungern sollt ihr nicht, ich bin rüstig und will arbeiten Tag und Nacht, um euch Alle zu ernähren, wir sind ja genügsame Leute und machen keine Ansprüche, aber Deine Heimstätte kann ich Dir doch nie wieder ersetzen!“

Und ergriffen von dem Gefühl seiner Ohnmacht lehnte er den Kopf an den Baum und bedeckte die Augen mit der Hand.

Doch schon im nächsten Augenblicke hatte sich die Greisin erhoben, hastig zog sie dem Sohne die Hand vom Gesicht und umschlang ihn mit ihren Armen. „Höre nicht auf mein thörichtes Geschwätz, Karl; ich bin undankbar, daß ich Dir durch solche Reden Kummer mache. Habe ich nicht Dich, die Marie und die Kinder? Bei euch ist meine Heimath, eure Liebe mein Glück, was liegt daran, wo ich die paar Lebens-tage zubringe, die mir vielleicht noch beschieden sind, wenn ich nur euch habe!“

Die Sonne brach durch die Zweige, sie spielte auf dem weißen Haar der alten Frau, sie funkelte in der Thräne, die von ihren Wangen rollte, aber sie lugte auch durch die Laube in Fennhahn's Kaffeegarten, und nur sie allein hatte gesehen, daß „Unser Haus“, als er ganz

leise den Garten verließ, mit der Hand über die Augen fuhr und dort etwas fortwischte, was kein Anderer zu sehen brauchte. —

In dem Hause des Stellmachers war unterdessen Alles zur Auktion vorbereitet. Vorn im Wohnzimmer der Familie hatte der Gerichtsvollzieher, der die Versteigerung leitete, seinen Sitz aufgeschlagen. Die verblichnen Vorhänge an den Fenstern waren herunter gelassen, um die Amtshandlung den Blicken der Vorübergehenden zu entziehen; dadurch war das Zimmer von jenem Halbdunkel erfüllt, das die Maler so lieben. An den Wänden standen Arbeits- und Wirthschaftsgeräthe im bunten Wechsel durcheinander, auf dem gepolsterten Lehnstuhl, ein Erbstück der Familie, hatte sich ein dicker Mops bequem gelagert, er gehörte Herrn Hippel, dem Hauptgläubiger. Der kleine corpulente Herr mit dem stark gerötheten Gesicht war von den Anwesenden der Einzige, der als Käufer in Betracht kam, die Anderen waren Nachbarn Rollmann's, arme Leute, die aus Theilnahme für den Stellmacher erschienen waren.

Hippel hatte keinen guten Ruf unter den Bewohnern der Bankstraße. Außer seinem Gewerbe, das er in großem Maßstabe betrieb, machte er noch Geldgeschäfte; wenig zugänglich für moralische Anwandlungen, war sein einziges Bestreben, schnell reich zu werden. Es war bekannt, daß er Rollmann in der rücksichtslosesten Weise behandelt hatte, und manche spize Bemerkung war schon gefallen.

Der Auktionator sah auf die Uhr, dann schlug er mit einem kleinen Hammer auf den Tisch.

„Ich erkläre die Auktion für eröffnet. Zuerst werde ich die Arbeitsgeräthe und Schnitzbänke versteigern, es ist eine vollständige Werkstattseinrichtung.“

Der Gerichtsvollzieher wartete eine Weile, aber Alles blieb stumm.

„Kein Gebot? Nun, ich will Ihnen entgegen kommen, wir wollen mit hundert Mark anfangen, wer bietet hundert Mark für eine vollständige Werkstattseinrichtung?“

Unter den Nachbarn erhob sich ein unwilliges Gemurmel.

„Hundert Mark! Die Schnitzbänke allein sind dreihundert werth, ohne die anderen Gegenstände.“

„Nun, noch kein Gebot?“

„Fünfzig Mark gebe ich für die ganze Geschichte,“ rief Herr Hippel. „Nicht einen Pfennig mehr!“

Hier brach unter den Anwesenden ein förmlicher Sturm los, während Frau Rollmann leise weinte.

Der Auktionator klopfte heftig mit dem Hammer.

„Keine Unterbrechung, wenn ich bitten darf, es steht einem Jeden frei, zu bieten, was er will. Also fünfzig Mark zum Ersten — zum Zweiten — fünfzig Mark zum —“

„Hundert Mark,“ sagte eine ruhige Stimme. In der Aufregung hatte Niemand auf einen neuen Ankömmling geachtet, jetzt aber richteten sich alle Blicke nach der Thür.

Dort stand, die Hände auf dem Rücken, „Unser Haus“ und musterte aufmerksam die Anwesenden. Er mußte sich wohl schnell orientirt haben, denn eben als Herr Hippel zu einem neuen Gebot den Mund öffnete, ging er auf ihn zu, und berührte leicht seine Schulter.

„Ihre ich nicht, so sind Sie der Hauptgläubiger, auf dessen Wunsch die Versteigerung stattfindet; wenn das der Fall ist, so bitte ich Sie, die Auktion zu unterbrechen und mir einige Minuten zu schenken, ich habe mit Ihnen zu sprechen!“

„Der Hauptgläubiger bin ich allerdings,“ versetzte Hippel, „aber ich begreife nicht — wer sind Sie denn eigentlich?“

„Leider konnte ich mich Ihnen nicht früher vorstellen, will aber sofort das Versäumte nachholen: ich bin der Geheime Kommerzienrath Amsler, und übernehme sämmtliche Passiva des Stellmachers Rollmann!“

Mit überraschender Schnelligkeit sprang der kleine Mann auf. „O, Herr Geheimrath, das ändert ja die Sache vollständig, ich stehe sofort zu Ihrem Befehl, will nur dem Gerichtsvollzieher die nöthige Mittheilung machen, bitte nur einen Augenblick zu verziehen!“

Hippel lud darauf den alten Herrn ein, in ein kleines Nebenzimmer zu treten, wo sie ungestört verhandeln könnten. „Unser Haus“ winkte Fennhahn, der sich ebenfalls eingefunden hatte, heran.

„Bitte, schicken Sie mir doch 'mal Ihren Freund Rollmann hierher, ich habe mit ihm zu reden!“

Wenn Amsler Sohn selber ein Geschäft in die Hände nahm, so wurde es prompt und schnell erledigt. Das galt von den großen Unternehmungen, bei denen das Welthaus betheilig war; was war ihm also ein solches Geschäftchen, bei dem ein paar tausend Thaler die Hauptrolle spielten!

Außerdem zeigte sich der „Hauptgläubiger“ sehr entgegenkommend. Als daher nach einiger Zeit Rollmann mit Empfindungen, die sich nicht beschreiben lassen, das kleine Zimmer betrat, da war der geschäftliche Theil bereits erledigt. Hippel versprach, morgen im Komptoir des Herrn Geheimraths vorzusprechen, dann verabschiedete er sich mit tiefen Verbeugungen.

Und nun wandte sich „Unser Haus“ an Rollmann, der an der Thür stehen geblieben war, und in dessen Blicken seit langer Zeit zum ersten Male wieder ein Hoffnungsstrahl leuchtete. Der alte Herr musterte einige Augenblicke aufmerksam den Handwerker, dann reichte er ihm die Hand.

„Ich bin Ihnen Aufklärung schuldig über meine Handlungsweise, und will sie Ihnen in aller Kürze geben. Von Ihrem Freunde Fennhahn wurde mir vorhin Ihre Leidensgeschichte erzählt, und obgleich ich keinen Augenblick zweifelte, daß der Mann die volle Wahrheit gesprochen hatte, interessirten mich die angeführten Thatsachen doch wenig. Ja, ich grüßte dem Mann, weil er durch die düstere Schilderung Ihrer Verhältnisse mich zu Rückblicken auf meine eigene Vergangenheit veranlaßt, und mir dadurch den schönen Morgen verdorben hatte. Als ich dann aber allein in der alten Laube saß, wurde ich unfreiwilliger Zuhörer des Gesprächs zwischen Ihrer Mutter und Ihnen, und das hat mich veranlaßt, einzugreifen. Ich bin gerade nicht sentimental, aber wenn ich einem braven Manne helfen kann, der ruiniert ist, weil er die Ehre seiner Familie retten wollte, warum sollte ich das nicht thun?“

Auf den Stellmacher war in der letzten Zeit so viel Schweres eingedrungen, und standhaft hatte er es ertragen, als ihm aber hier am Abgrund Jemand die rettende Hand bot, da konnte er sich nicht halten, er schluchzte laut, dann ergriff er die Hände des alten Herrn und drückte sie im überströmenden Dankesgefühl. Aber „Unser Haus“ wehrte sanft ab.

„Kopf oben, Mann,“ sagte er, „was Sie bedrückt, ist bald gehoben, es sind nicht die schlimmsten Schmerzen, die man mit Geld heilen kann. Mit Ihrem Hauptgläubiger bin ich im Reinen, Sie aber besuchen mich morgen Mittag in meinem Komptoir, da sprechen wir weiter über Ihre Zukunft. Jetzt aber muß ich fort, Sie lassen mir wohl eine Droschke holen.“

Es war hoher Nachmittag geworden, da

stand „Unser Haus“ in seinem Arbeitszimmer am Fenster, während sein erster Prokurist ihn wie gewöhnlich Vortrag hielt. Der alte Herr war zersireut; leicht trommelte er mit den Fingern an die Scheiben, seine Gedanken weilten bei den Ereignissen des heutigen Tages.

Auch am Morgen hatte er hier am Fenster gestanden, als das flimmernde Licht der Sonne ihn hinaus gelockt. Nun lag die Straße im gleichmäßigen Schatten, nur an den Pfeilern und Ornamenten zeigten sich noch einige glühende Lichter.

Der alte Herr sah auf den weiten Platz hinaus, dann schweiften seine Blicke hinauf zu der Kuppel des Thurmes, und jetzt, gerade als ob sie ihn grüßen wollte, hob sich die Sonne

noch einmal empor. Nicht mehr neckisch wie am Morgen, strahlend in voller Majestät flammte sie auf, und ruhte triumphirend auf der Gestalt, die das schöne Bauwerk krönte.

„Unser Haus“ sah in das blendende Licht, bis ihm die Augen feucht wurden.

„Kielmann,“ sagte er dann zu seinem Prokuristen, „Sie gelten ja für einen halben Gelehrten, was stellt die Figur da oben vor auf der Spitze des Thurmes?“

Der Buchhalter rückte die Brille zurecht. „Die mit erhobener Hand zum Himmel weist? — Herr Geheimrath, das ist die Hoffnung!“

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein sonderbares Weirathsgesuch findet sich im Inserattheil der Nummer der „Times“ vom 8. Juli 1814: „Heirathsgesuch. Ein Gentleman in mittlerem Alter und von echt waidmännlichen Manieren, welcher in einer der vorzüglichsten Jagdgegenden Englands wohnt und dessen Haupt- und Lieblingsbeschäftigung das edle Waidwerk ist, wünscht sich mit einem Frauenzimmer zu verehelichen, das die gleiche Vorliebe hegt. Auf Vermögen und Schönheit sieht er nicht. Guter Humor, Muth, ein kleiner Fuß und ein fester, leichter Sitz beim Reiten, das sind die Hauptbedingungen, welche gestellt werden. Eine mit rothen Haaren kann sich der Mühe des Meldens überheben, nicht minder können auffallend Blonde hübsch zu Hause bleiben. Die Sprechstunden sind von

H u m o r i s t i s c h e s.



Bescheiden.

Fräulein: Ich würde nie einem auffallend schönen Manne meine Hand reichen — da müßte ich zu eifersüchtig sein!
Ged: O Sie Grausame, Sie nehmen mir alle Hoffnung!



Schlimme Androhung.

Kutscher (zu einem Fahrgaste, der in einer Miethskutsche ausgefahren war, beim Aussteigen): Darf ich vielleicht um ein Trinkgeld bitten?
Fahrgast: Das ist aber dreißig von Ihnen! Ich hätte Ihnen so wie so kein Trinkgeld gegeben, jetzt kriegen Sie aber gar keins!

10 bis 12 Vormittags und von 4 bis 6 Nachmittags. Auf der Gasse bin ich für Niemand zu Hause.“

Dienstboten-Korrespondenz. — Die chinesischen Dienstboten in Kalifornien machen sich gegenfeitig durch Inschriften an Küchengegenständen, an den Wänden etc. mit den Unannehmlichkeiten des Dienstes in den von ihnen verlassenen Häusern bekannt. Ein Herr in San Francisco hatte einen neuen chinesischen Koch angestellt; doch kaum hatte dieser die Küche betreten und einige Gegenstände angesehen, als er auch schon wieder kehrt machte und davoneilte. Der Herr folgte ihm und fragte dann, als er den Flüchtling eingeholt hatte, warum er seinen Dienst nicht anträte. „Ich nicht hier bleiben,“ antwortete der Langzopf. „Frau böse Zunge — ganzen Tag Arbeit — keinen Lohn zahlen — ich gehen.“

Wahre Roblesse. — Eines Tages sprach Graf Landrecy, Gouverneur von Martinique, auf der Straße mit einem Kaufmanne; ein Negerflave ging vorbei und zog den Hut ab, worauf der Gouverneur den Gruß auf gleiche Weise erwiderte. Der Kaufmann erlaubte sich, dem Gouverneur zu bemerken, daß diese Erwidrerung des Grußes eines Sklaven eine Erniederung der weißen Farbe sei. „Wie so?“ antwortete der Graf. „Es sollte mir sehr leid thun, mich in Höflichkeit von einem Neger übertreffen zu lassen.“

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 49.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 47:
Dorn und Disteln stechen sehr — Falsche Zungen noch viel mehr.

Logogriff.

Oft wird es leicht, oft schwer befunden Mit w — und neuerdings verbunden Kann seine Einheit man mit zehn Mit hundert und mit tausend sehn. Mit r wird es auf viele Weisen Wohl zubereitet, daß wir's speien, Oft spärlich, reichlich, wie es kommt; — Nur Sündern dieses schwerlich frommt. Es freue aber sich hienieden Ein Jeder, wem's mit f beschieden Als Sinn, mit dem man's dann gewahrt Beim Menschen noch auf and're Art. Und sorgt man nun, daß Leib und Seele, Form und Gedanken sich vermähle Zu guter Stunde, dann fürwahr Stellt es gar schön mit d sich dar. [Frz. Marc.]
Auflösung folgt in Nr. 49.

Auflösungen von Nr. 47:
der Charade: Ruhreigen; des Silben-Räthfels: Eiland.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung, Kommandit-Gesellschaft auf Acti n. Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben von der „Union“ Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönteichs Nachfolger) in Stuttgart.